

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: René Morax
Autor: Platzhoff-Lejeune, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht mehr aushalten. Sie ging den Pfad hinunter und nach der Stelle, wo sie Raj hatte in den Garten gehen sehen. Ulie ängstlich an die Brust drückend, wanderte sie langsam auf und nieder und ging in dem großen schönen Garten an den Obstbäumen und den Johannisbeersträuchern, die jetzt keine Früchte mehr trugen, auf und ab. Sie schlich sich auf die schöne Sandsteintreppe hinauf und ging am Treibhause vorbei in den Blumen-garten, ganz nahe zu der großen, prächtigen Villa.

„Wo willst du denn hin, mein kleines Mädel?“ fragte plötzlich eine Stimme. Diese Frage stellte ein alter Mann, der zur Erde gebeugt dastand und ein Blumenbeet ausätete.

Ellen bekam vor Angst und Schüchternheit einen ganz roten Kopf, fasste aber Mut und erwiderte:

„Ich kann Raj nicht finden . . . Wo ist Raj?“

„Raj,“ entgegnete der alte Mann und betrachtete sie verwundert, „ja, Raj ist nicht hier, der ist schon lange, lange fort; den kannst du nicht zu sehen bekommen . . . Woher kennst du denn Raj, und wer bist du, du kleines Mädel?“

Nun erzählte Ellen, wer sie sei und wie sie und Raj zusammengespielt hätten.

Der alte Mann ging zu Ellen, betrachtete sie aufmerksam und streichelte ihr die Wangen.

„Ach, dann bist du die kleine Ellen, und das ist auch Ulie,“ jagte er. „Ja, Raj sprach so viel von euch, als er im Fieber lag; aber weder sein Vater noch seine Mutter verstanden ihn und konnten nicht begreifen, wen er meine. Das war, als er so krank war, und wir glaubten alle, er würde sterben.“

Und nun erzählte der alte Gärtner Ellen, wie unvorsichtig Raj gewesen und mit ganz kalten und nassen Füßen gegangen sei, so daß er davon krank — todkrank geworden; er habe viele Tage in Fieber und Bewußtlosigkeit gelegen, doch jetzt sei er nach der Hauptstadt gefahren und seine Eltern seien auch dorthin gezogen, um bei ihm zu sein, und wohnen jetzt gar nicht mehr in der Villa oben. Wenn Raj wieder etwas kräftiger wäre, dann wollten seine Eltern weit, weit fort mit ihm nach dem Süden reisen, wo es warm und schön sei, und da könne Raj sich wieder erholen und wieder ein gesunder, kräftiger Junge werden. Daß die kleine Ellen ihn aber jetzt suche, das habe keinen Zweck; denn sie

bekomme ihn gewiß nie mehr zu sehen, und der Professor habe gesagt, er werde seine Besichtigung sobald wie möglich verkaufen.

Krank . . . todkrank! Raj war krank gewesen, und sie bekam ihn nicht mehr zu sehen! Das war das einzige, was die kleine Ellen von all dem, was der Alte ihr erzählt hatte, richtig verstand; aber das verstand sie auch so gut, daß sie weder einsah noch begriff, womit der freundliche alte Gärtner sie trösten wollte: sie sollte nämlich bloß ein bißchen warten, dann wolle er hingehen und ihr eine schöne Birne pflücken.

Sie verstand nur, daß sie Raj nicht mehr zu sehen bekam; da drückte sie Ulie fest an sich, und als der alte Mann fortgegangen war, lief sie, was sie konnte, durch den Garten, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Über das Moor lief sie und sprang über den Graben und warf sich in wildem Schmerz am Grabenrand nieder und preßte Ulie an ihre glühenden Wangen.

„Ulie! . . . Psui, Ulie . . . du mußt nicht weinen . . . du mußt nicht weinen, Ulie . . . Raj . . . Raj . . . wird wieder gesund; aber du bekommst ihn nie mehr zu sehen!“

Und die kleine Ellen brach in heftiges Weinen aus; sie weinte unaufhaltsam in ihrem tiefen, bitteren Schmerz, und ihre Thränen flossen wie eine reine, klare Quelle, die aus ihrem treuen, kindlichen und liebevollen Herzen entsprang!

„Kinderjorgen!“ sagen die Großen mit verächtlichem Lächeln und überlegenem Achselzucken. Ja gewiß; aber die Sorgen des Kindes richten sich nach dem Alter und der Seelenstärke, und wenn seine Sorgen auch schneller als unsere vor neuen Eindrücken verschwinden, so können sie doch im Augenblick, da das Kind von ihnen betroffen wird, ebenso tief und schmerzlich zu Herzen gehen, als die unsrigen.

Die kleine Ellen hatte den bitteren Schmerz erfahren, ihren lieben kleinen Freund zu verlieren, den sie so gern hatte und den sie wirklich nie mehr wiedersehen sollte; doch sie wird sicher über diese Prüfung hinwegkommen und wieder ein lustiges und munteres kleines Mädchen werden; sie wird das weit schneller und leichter übersehen, als wenn sie als großes und erwachsenes Mädchen denselben bitteren Schmerz erfahren müßte; denn dann würde er sie weit tiefer und gefährlicher treffen, und sie würde ihn vielleicht nie — nie wieder verwinden.

— ❧ — René Morax. — ❧ —

Von Eduard Plachhoff-Rejeune.

Mit Bild.

I.

Es sind gerade zwei Jahre her, daß mir der Name zum ersten Mal begegnete. In der Lausanner Zeitung las man ein halbes Duzend seiner Skizzen aus den Thälern des Oberwallis, stimmungsvolle Bilder aus dem Volksleben der dortigen Bergleute, ihren Sitten und ihrem Glauben. Auf die Nachfrage nach dem Verfasser zeigte man uns einen kurz vorher erschienenen Band Gedichte: *Preludes et Nocturnes* (Lausanne, Rouge), schöne schwermütige Lieder, die Frucht schmerzlichen Erfahrens, getäuschter Hoffnungen und harter Schicksalschläge. Kaum verging ein Jahr, als die Blätter von der Aufführung eines Stückes in Morges erzählten, das nach Gespensterromantik ausfiel und im übrigen dem bekannten Typus des österreichisch-

bairischen Aepplerdramas nachgearbeitet schien. Diese Auffassung erklärt aber keineswegs den wachsenden Erfolg des Stückes, das in Morges immer von neuem über die Bretter ging, in Lausanne fünfmal einen wahren Beifallsturm entfesselte, dann nach Bevey und Montreux kam, um endlich im großen Genfer Theater bei zweimal ausverkauftem Hause die Winteraison 1901/1902 abzuschließen. Wäre das Frühjahr nicht gekommen, so hätte La nuit des quatre Temps von René Morax ihren Siegeszug durch die Westschweiz im Neuenburgischen fortgesetzt; denn alle kleinen welschen Städte wollten das Stück sehen und alle dramatischen Vereine es aufführen. Nun sind aber die Zürcher zuvorgekommen, der Hottinger Lesezirkel

hat nicht nur das deutsche Erstaufführungsrecht erworben, sondern auch die deutsche, von unserem Mitarbeiter Jakob Böhmer besorgte Uebersetzung verlegt. Die „Quatembernacht“ (3 Fr.) ist so ein Gemeingut der ganzen Schweiz, sie ist ein wertvoller Beitrag zur gesamtschweizerischen Nationallitteratur geworden.

Das wäre unmöglich, teilte sie die Schwächen der bekannten Bauernstücke, denen sie im ersten Augenblick verwandt zu sein scheint. Sie ist weder so pathetisch noch so thränenreich wie diese. Die Gomssthaler des Waadtländer Dichters haben keinen Frack unter ihrem groben Wams, sie singen keine Gassenhauer, kennen keine Salongefühle und sterben nicht arienfingend bei Zitherklang — alles Beispiele aus der vor einem Jahrzehnt noch überaus beliebten Salontirolerlitteratur. Wir sind so auf diesem Gebiet in die Unwahrheit hineingeraten, daß mich die Bemerkung meines Nachbarn im Theater gar nicht erstaunte: „Sehr schön; aber wie kann man das Stück in solchen Kostümen spielen!“ Die Kostüme „aus dem Hause Kovina & Cie. in Biel“, wie der französische Zettel schalkhaft besagte, sind allerdings weder elegant noch neu, sie sind nur echt, und wer ihnen die aus den kunstvollen Händen des Theater-schneiders hervorgegangenen „Schöpfungen“ vorzieht, mit dem ist wirklich nicht zu streiten.

Echt und einfach sind die Kostüme wie die Menschen des Stückes, echt und einfach ist die Handlung. Ein Holzfäller glaubt nicht an die Untreue seiner verstorbenen Braut; in einer der vier Quatembernächte des Jahres, in Eis und Schnee oben in der Hütte auf der Alp, erscheint sie ihm mit den andern klagenden Toten und fleht um Vergebung. Er weigert sich und läßt sie ruhelos und unge-tröstet ziehen, bis ihn zu spät die Neue treibt, den im Morgengrauen sich verziehenden Schatten nachzu-eilen. Ein Fehltritt des gleitenden Fußes — tot finden ihn die suchenden Gefährten des Morgens am Gletscher.

Das alles ist zusammenge-drängt und folgt Schlag auf Schlag. Nach der im dritten Akt bei der deutschen Aufführung geplanten Kürzung erlahmt die Spannung keinen Augenblick. Der sehende, hörende und fühlende Zuschauer ist so beschäftigt, wie der denkende Betrachter. Die Ausstattung des Bruders Jean Morax ist wunderbar schön; die heimelige Wirtsstube des ersten Aktes erfreut den Blick nicht minder, als die prächtige Alpenlandschaft des zweiten, das malerische Dorfbild des vierten Aufzugs^{*)}. Die Musik des Dichters, in ihrer ursprünglichen Fassung schon der Handlung aufs beste sich anpassend und ihre Wirkung erhöhend, wird in der für Zürich vorgenommenen Uebearbeitung und Kürzung noch gewonnen haben. Daß der Totentanz und -Zug im zweiten, der Totengesang im dritten Akt einen starken dramatischen Effekt bedeuten, bedarf keines Wortes.

Nun gibt es zwar Leute, die Gespenster nicht ertragen und über dergleichen Aberglauben hinaus sind. Es ist kein Zeichen geistiger Ueberlegenheit, wenn man solche Dinge, sei es aus aufgeklärter Ueberhebung, nicht künstlerisch genießen kann. Es ist eine Feinheit des Dichters, die sich besser empfinden als auf den Begriff bringen läßt, daß er in der „Quatembernacht“ wie in der noch zu erwähnenden Bäche de Noël sozusagen zwei Deutungen offen läßt, eine natürliche und eine übernatürliche. Der Zuschauer und Leser hat die Wahl, das schaurige Erlebnis Karls als eine Vision zu erklären, seinen Tod einem Unfall zuzuschreiben oder dem Walliser Volksglauben und der Macht der Toten ihr Recht zu belassen. Keine der

^{*)} A. d. R. Wir hoffen, in nächster Zeit unsere Leser auch mit dem Künstler Jean Morax einigermaßen bekannt machen zu können.

beiden Deutungen ist ausgeschlossen und keine verletzt oder bespöttelt. Das Wunder auf diese Art dem subjektiven Ermessen ruhig anheimzustellen, ist entschieden die beste Art, es ästhetisch, ethisch und religiös in unserer Zeit zu halten und damit jede der streitenden Parteien zu befriedigen.

II.

Die vielseitige Begabung von René Morax hat sich nicht nur in dem genannten, die deutsche Schweiz augenblicklich am meisten interessierenden Volksstück und in den erwähnten Gedichten betätigt; auch der Erzähler Morax ist ernstlicher Beachtung wert. „Die Schweiz“ hat dem Schreiber dieser Zeilen versprochen, ihren Lesern bald mit dem einen oder andern Stück aufzuwarten, und so kann er sich kurz fassen. Das bisher Veröffentlichte zerfällt deutlich in zwei Gruppen, die romantisch märchenhaften Erzählungen für Erwachsene, in der Bibliothèque Universelle (Lausanne) erschienen, und die Tier- und Pflanzengeschichten für Kinder, in der Tribune Libre (La Chaux-de-Fonds) abgedruckt. Von jenen empfehle ich der Beachtung unserer Leser, sei es in deutscher oder französischer Fassung, die Novelle Le Portrait, ein in seiner Art vollendetes Stück Kunst. Unter diesen fällt die Wahl schwer. Le Pèlerinage de la Ronce verdient doch wohl den Preis; aber Le Cellier ist auch aufs beste gelungen, und Brekekex wird nicht minder seine Freunde finden. Es ist jedenfalls ein ausgezeichnete Gedanke, Kinder-geschichten zu schreiben, die nicht nur solchen ebenfalls Freude machen, „welche Kinder lieb haben“, sondern die überdies strengen ästhetischen Anforderungen genügen können. Ich habe Morax im Verdacht, daß er jeweilen eine kleine Nichte oder ein Bäsli sich auf den Schoß setzt, seine Erzählung ihr vorträgt und dem Kinde auf deren endgültige Redaktion einen nicht unwesentlichen Einfluß einräumt.

So erfreulich nun auch das Erzählertalent des jungen Dichters von Morges ist, so groß die Spannung, mit der wir der Sammlung dieser Erzählungen zu einem Band entgegensehen, so unverkennbar ist doch das dramatische Talent in ihm das stärkste und wertvollste Stück seiner vielseitigen Begabung.

Schon deshalb, weil es uns in der Schweiz zwar nicht an sogenannten Dramen, wohl aber an echten Dramatikern gebricht. Durch die Festspiellitteratur mit ihren oft gar zu spröden Stoffen sind wir an das bequeme Aneinanderreihen lyrischer Szenen zu sehr gewöhnt. Der dramatische Instinkt ist verloren gegangen, und wir vergessen zu leicht, daß die historischen Volksspiele vielmehr durch die patriotische Begeisterung, die Pracht der Kostüme, den Aufwand an Mitwirkenden und die Musik wirken, als durch die Vereinheitlichung des Stoffes. Seine Bändigung unter einen festen, knapp und folgerichtig entwickelten Gedanken, durch eine abgeschlossene, auf sich stehende Handlung.

So fährt denn auch René Morax in seiner dramatischen Schriftstellerei mit Erfolg fort. Was sein großes, in Lausanne im Februar aufzuführendes Schauspiel Claude de Sivrèz werden wird, kann ich noch nicht verraten. Wohl aber sollen seinem im November leider nur zweimal ebendort gespielt und vor wenigen Wochen in Buchform erschienenen Einakter La Bäche de Noël (Lausanne, Th. Sack, Wendas Nachfolger) einige Worte gewidmet sein.

Der alte Graf Ebal von La Sarraz verbringt den Weihnachtsabend mit seinen Urenkeln im Turm der Burg, eingeschlossen von seinen Rivalen. Sein treuer Knecht Landry läßt sich nach langem Zögern erbitten, der Gefahr trotzend, in Gossionay Hilfe zu holen. Indes schauen die frierenden Kinder



René Morax.

sehnüchlich in den Hof hinunter, wo die Knechte lustig scherzend, schmausend und singend um ein mächtiges Feuer lagern. Dem Schlossherrn und den Seinen gönnt keiner die Wärme, und doch ist es Weihnacht, wo sich alle welschen Familien um den Kamin drängen, um das dicke lange Weihnachtsfeuer ausloben und verglimmen zu sehen. „Weihnacht ohne Scheit ist keine Weihnacht!“ seufzt die kleine Jordane und wird ohnmächtig vor Kälte in dem eisigen Verließ. Was thun? Kein Splitter ist vorhanden, und die Fackel wärmt nicht. Da gedenkt der Greis jenes halbverfengten Klozes, den seine Mutter nach seiner Geburt aus dem Feuer riß und einmauern ließ, weil nach dem Spruch der Fee Ebals Leben an diesem Talisman hängen soll. Mit schweren Hammerschlägen befreit er den Klotz aus dem Mauerwerk, entzündet ihn mit der Fackel, und während die nichts ahnenden Kinder an der weihnachtlichen Glut zu neuer Lebenshoffnung erwachen, versiegt das Leben Ebals mit dem Rauch der lodernden Flamme. Er liegt in den letzten Zügen, das Scheit flackert in der Nische zum letzten Mal, als der Trompetenstoß des nahenden Reiters harmonisch mit dem Gesang der Gläubigen in der Weihnachtsmette zusammenklingt. Auf diese Unterstützung des Wortes durch die Musik legt

der technisch gut geschulte Wagnerberehrer Morax nicht geringes Gewicht, und man kann ihm das Zeugnis nicht versagen, daß der Erfolg dieser Doppelwirkung ihm recht gibt. Auf das rührend feine und ergreifende Weihnachtsstück bin ich nur deshalb so ausführlich eingegangen, weil es sich um seiner einfachen Ausstattung, seiner Kürze und der kleinen Spielerzahl willen zu einer Dilettantenaufführung in den zahlreichen schweizerischen Vereinen zur Pflege dramatischer Kunst ganz außerordentlich eignet. Es sei darum den Interessenten auf das Wärmste empfohlen.

Wer die heitere dramatische Muse vorzieht, oder wer nach einem derbern, kurzen, leichten Stück des Dichters verlangt, der vergesse nicht, daß er in der Tribune Libre eine reizende, Dr. August Forel gewidmete antialkoholische Posse Jules met de l'eau dans son vin veröffentlicht hat, die über die Liebhaberbühnen unserer Kleinstädte die Kunde zu machen schon verdient.

Alles in allem, René Morax ist ein starkes und bedeutendes Talent, ein aufgehender Stern am Himmel nicht nur der waadtändischen oder welschen, sondern der schweizerischen Litteratur.

Die Liga Berthelin.

Von C. Combe. Autorisierte Uebersetzung aus der «Semaine litteraire» (Genève) von Elise Ebersold.

Herr und Frau Berthelin, die Muse, Bildung und guten Willen besaßen, dachten seit einiger Zeit daran, eine Liga zu gründen, konnten sich aber über deren Zweck nicht einigen. Alles war schon vorweggenommen, auch ganz abgesehen von den großen Kreuzzügen, an denen sie sich übrigens durch Subskriptionen beteiligten. Der Vogelschutz hat bereits seine Liga nebst einer Unterliga zu Gunsten künstlicher Nester; eine Liga ist in Bildung begriffen zur Abwehr gegen die Orgeln der Belos und das Delirium des Automobils; eine weitere Liga ward gegründet, um aus der Sprache die Liebe, die Wonne, die Orgeln, das Imperfekt des Konjunktivs nebst andern Hindernissen auszumerzen. Dazu haben wir noch die Liga gegen den Maulwurf, die Liga für rationelle Frauenkleidung, für die Erhaltung alten Gesteins und für die Vereinheitlichung der Postwertzeichen. Ferner haben wir die Liga für Haserkost, da der Haser Kraft und Schönheit verschaffen soll; die Liga für und gegen die Lektüre mit ihren verschiedenen Objektiven, die Liga des Schweigens, gegründet von einer unserer berühmtesten Feministinnen und die von einer nicht weniger eminenten Frauenrechtlerin gegründete Liga der Wortgefechte, abgesehen von der Telegraphenstangen-Liga, die einer neuen Kunst und die für Fabrikamine in Traumsil . . .

Kurz, allenthalben stößt man auf eine Liga und einen ihrer Parteigänger. Trotzdem verzweifeln Herr und Frau Hardy Berthelin nicht. „Suchen wir nur recht!“ sagten sie sich. „Vielleicht ist's doch möglich, daß sich im weiten Unirersum irgend ein noch nicht synthetisiertes, nicht beschütztes Objekt findet, das auf uns wartet.“ Wie kam die Erleuchtung? Woher das erste Flämmchen, die Ursache des Brandes? Diese unmöglichen Dinge, eine plötzliche Inspiration, ein im Gehirn aufdämmernder Lichtstrahl, all das entzündet sich oft wie ein Funke beim Zusammenprallen zweier matter, kalter Worte.

Herr und Frau Hardy Berthelin saßen einander beim Frühstück gegenüber; Madame betrachtete die silberne Kaffeekanne und dachte über die künftige Liga nach, Monsieur las seine Zeitung.

„Diese Journalisten treiben wahrhaftig Mißbrauch mit dem Superlativ,“ bemerkte er.

Darauf ward er träumerisch und äußerte während zehn Minuten kein Wort mehr.

„Meinst du nicht, liebe Freundin,“ fuhr er endlich fort, „daß sich da ein Feldzug schaffen ließe. . . Ein Feldzug gegen den Mißbrauch des Superlativs . . . in der Presse . . . in der Unterhaltung . . . im Briefstil?“ Er kam etwas außer Atem; es bemächtigte sich seiner eine Gemütsbewegung; die Inspiration warf ihre leuchtenden Pfeile nach allen Seiten. „Welch erhabene Idee!“ rief seine Frau. Das war nun ein Superlativ und einer der kühnsten; er achtete indes nicht darauf, war er doch erst am Anfang.

„Da haben wir sie, unsere Liga!“ setzte er mit Begeisterung hinzu. „Lassen wir einige Personen zusammenkommen und erläutern wir ihnen unsern Plan, der darin besteht, den der einfachen Wahrheit entsprechenden Ausdruck in die Sprache zurückzuführen und daraus den Schwulst, die Uebertreibung, den trügerischen Superlativ zu verbannen!“

„Du sprichst wie ein Engel!“ sagte die Gattin voller Bewunderung.

Er hielt, um nachzusinnen, inne.

„Wie ein Engel! Geht das nicht ein bischen zu weit, meine liebe Freundin?“

„Die Reform wird schwierig sein; wir haben so viele derartige gänge und gäbe Ausdrücke,“ seufzte Frau Hardy Berthelin. „Wie wär's, wenn wir, bevor ein Kongreß zusammenberufen wird, zuerst einige Erfahrungen an uns selbst und unserer Umgebung sammelten?“

Obwohl widerwillig, stimmte Herr Hardy Berthelin dem zu; dann zog er sich in seine Studierstube zurück, um da auf einem prächtigen Quartblatt Bristolpapier das Anfangsprojekt zu den Statuten der Liga zu entwerfen. Die Idee nahm Form und Gestalt an, gewann Umfang und ein immer weiteres Gebiet that sich vor ihm auf; der in all seinen Schlupfwinkeln umzingelte Superlativ wußte sich nicht mehr zu verstecken, und der entsprechende Ausdruck, diese edle Gestalt mit den einfachen, schmucklosen Linien, spazierte Arm in Arm mit seiner großen Schwester: der Wahrheit. Nachmittags erinnerte Frau Hardy Berthelin ihren ganz von Lustspiegelungen umnebelten Gatten daran, daß sie den Davidots durchaus den seit dem Diner vom letzten Donnerstag schuldigen Besuch abstatten müßten.

„Ja, ja dies tödliche Diner!“ murmelte der Reformier. „Tödlisch? Ist das nicht etwas zu viel gesagt? Tödlisch heißt etwas, das tötet,“ bemerkte seine Frau mit dem Eifer des Neubefehrten. „Es müßte somit die Leute ums Leben bringen.“ Herr Hardy Berthelin mußte anerkennen, daß der Ausdruck „tödlisch“ in der That die Wahrheit um ein gut Teil überstieg. —

„Wir müssen spezielle Studien über die Wortbildung machen. Ohne das sind wir nicht imstand, jedes Wort genau zu werten,“ bemerkte Herr Hardy Berthelin, der immer mit seinem Thema beschäftigt war — wie sich dies übrigens bei einem Reformator von selbst versteht — während man sie in dem hübschen Salon ihrer Freunde Davidots warten ließ.

Großmutter Davidot erschien zuerst, ein Bebe an der Hand haltend, dessen Trippeln an den unsichern Gang des Seemanns auf festem Boden gemahnte.

„Das ist mein Enkel Raoul! Sie kennen ihn noch nicht; im elterlichen Hause regieren die Röteln, drum wurde er entfernt. Er gleicht seinem Vater; wie finden Sie ihn? . . . D,